Der Norden hat für Besucher in all seiner freundlich-emsigen Einfachheit etwas Anheimelndes, der Süden versetzt in Staunen. Vietnam ist wunderschön und ganz anders, als deutsche Gäste es sich nach Jahrzehnten der Solidarität vorstellen Von Jürgen HEINRICH

Die Tempel der Cham

Die Hochkultur einer hinduistischen Minderheit

Das 1 000-jährige Hanoi liegt weit zurück. Wir haben den 17. Breitengrad längst überschritten und Da Nang erreicht.

Das stürmische Da Nang wird wohl nie Ferienparadies, auch wenn die Strandpromenade mit hocherotischen Plastiken aus weißem Marmor kokettiert. Sie werden nur übertroffen durch die 1 000 Jahre älteren Kunstwerke im Museum der Cham. Die buddhistische Tara aus Bronze und anmutig dreifach gewinkelte Tänzerinnen zeugen von hoch entwickelter Kultur. Das Königreich Champa existierte vom 2. bis zum 15. Jahrhundert mit einer Blüte vom 6. bis 10. Jahrhundert, immer konkurrierend mit dem Khmer (heute Kambodscha) und später den von Norden vordringenden Annamiten (Vietnamesen) unterliegend.

Die Stadt wird überragt von den Marmorbergen, durchsetzt von Höhlen und Grotten, die zu Götterglaube anregen.

Nicht Marmor, sondern Backstein war der Baustoff der Cham, wie wir weiter südlich herausfinden. 40 Kilometer entfernt von der idyllischen Hafenstadt Hai An liegt die zufällig gefundene Tempelstadt My Son. Auf halbem Wege, längst überbaut von einer katholischen Kirche, war der Tempel von Simhapura, Hauptstadt von Amaravati. Von hier stammen unsere bronzene Tara und die anderen Museumsschätze.

Die mächtigen Ruinen der Cham, einst 70, heute noch 20 Tempel, bestehen aus unvermörteltem Backstein, wahrscheinlich mit Baumharz verklebt, aber allein schon durch das Gewicht der bis in große Höhe 1,5 Meter dicken Mauern stabil. Das bedeutendste Heiligtum, einen 80 Meter hohen Turm, haben die Amerikaner aus Angst, es könne Waffenlager und damit ein Depot des gefürchteten Ho-Chi-Minh-Pfades sein, zerbombt. Inzwischen soll die Obama-Administration Schuld eingestanden und den Wiederaufbau in Aussicht gestellt haben. Der Cham-Minderheit (heute etwa 100 000 Menschen) ist der Turm nicht nur wegen seines Alters und der Höhe wichtig; er war auch der einzige Tempel über einem heiligen Begräbnis, vergleichbar also mit der großen christlichen Geburtskirche von Jerusalem.

In die Backsteinmauern sind Figuren geschnitten, und Sandsteinreliefs zeigen die typischen Bewegungen der buddhistisch-hinduistischen Tänzerinnen. Noch heute gibt es Tanzschulen, die diese unglaublichen, anatomisch kaum erklärbaren Verbiegungen der Gelenke lehren. Wir sehen Mädchen, die diese Kunst vorführen mit ihrem ansteckenden Lächeln und feiner Musikalität.

Manchmal gibt es solche Tänze auch auf den Kulturbühnen von Hoi An, einer Hafenstadt, die an südfranzösische Orte erinnert. Café reiht sich hier an Café, dazwischen noble Boutiquen und überall Schneider. Schneider ohne Zahl! Hoi An ist schlechthin die Stadt der Schneider. Wer mittags Maß nehmen lässt, hat abends für knapp 100 US-Dollar den passgenauen Anzug aus feinstem Tuch. Touristen aus aller Welt machen rege Gebrauch davon, und so hat die Stadt ihr neues Gewerbe.

Einst erblühte Hoi An als Dritthafen für den Handel zwischen Japan und China. Die Großmächte wollten nicht erkennen lassen, von wem sie Ware bezogen. So machten sie beiläufig Hoi An wohlhabend, wovon noch reiche Tunnelhäuser und schöne Hallenwohnungen zeugen.

Bilder aus Da Nang: buddhistische Tara (10.Jh.), im Taifun gestrandetes Schiff, Berghöhle und Mittagspause mitten im Großmarkt

Cham-Baukunst: Ziegel ohne Mörtel, hineingeschnittene Halbplastiken und Reliefs

Nächste Folge: Wartesaal von Dalat. Sie können erschienene Folgen unter www.cga-verlag.de lesen